

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 23

Artikel: Fröhsommerfahrt
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

halter dieser Naturschönheiten und Naturschätze. Er tut nichts und läßt nichts geschehen, was die Schönheit und den Reichtum dieses Erdenfleckleins stören und mindern könnte. Sein Landsitz, ein neuerer Bau von einfacher, aber schöner Bauart, blüht freundlich und vornehm aus schönen Baumgruppen heraus und bietet ein Bild so recht nach dem Herzen des Heimatschüblers. Die Zürcher Regierung hat, gestützt auf den Heimatschutzartikel ihrer Kantonsverfassung, das ganze Gebiet des Raxensees gegen Veränderungen und Verunstaltungen durch Bauten oder Waldschläge geschützt. Aus einem Teil der Torfmoore, die an den Seen liegen, hat sie sogar ein Reservat für Torfflora gemacht.

Möchten alle unsere Seen und Seelein in dieser verständnisvollen und zielbewußten Weise behandelt und unterhalten werden! Von einigen Seelein im Kanton Bern wäre dies dringlich zu wünschen. Hierüber schreiben wir später einmal ein Kapitel, das möglicherweise weniger Positives enthalten wird.

H. B.

Anmerkung: Wir verdanken die Anregung und einige Angaben zu vorstehendem Aufsatz einem im „Heimatschutz“ XII. Nr. 7 erschienenen Artikel. Die Druckstöcke zu den Abbildungen wurden uns von Herrn F. Beck, Besitzer des Raxenseegutes freundlichst zur Verfügung gestellt.

Frühsummerfahrt.

Von Emil Balmer.

Ich wollte zu Pfingsten mit meinen Freunden in das Grenerzerland wallfahren. Sie alle wären gerne mitgekommen, und doch sollte es nicht sein, daß ich sie in das schöne Land der Armaillis führen konnte, und so beschloß ich denn, einmal ganz allein für mich zu walzen ohne bestimmtes Ziel. Ich machte mich, ohne daß es jemand wußte, auf und davon, löste kurz entschlossen ein Billet nach Château-d'Ex und fuhr dem Oberland zu. Aber ich war noch nicht zur Stadt hinaus, da brach ein Gewitter los, der Regen prasselte auf das Wagendach und schlug hart an die Fenster, und Blitz und Donner folgten sich unaufhörlich. Es dauerte recht lange, bis das Wetter vertublet hatte; das ganze Simmental hinauf regnete es fast landregenartig. Ich habe aber immer Glück, wenn ich auf Reisen gehe, und so kam es denn, daß der Himmel sich klärte just, als ich in Château-d'Ex ausstieg, und bald glänzte auch die leuchtende Abendsonne auf den regenfrischen Matten und Weiden. Was war das nur dort oben auf den grünen Hängen, hatte es denn gehagelt oder geschneit? — keines von beiden — es war ein Blumenwunder, so weit das Auge reichte, dehnte sich das weiße Meer der Narzissen! Wie das glänzte und duftete nach dem Gewitterregen in der milden Abendsonne! Nun ward mir wohl und ich war gar nicht betrübt, daß ich allein war. Lange schwelgte mein Auge in der Pracht der Sternblumen und ich genoß mit Wonne die wohlthuende Abendstille des Pays d'Enhaut. Dann stieg ich hinauf durch die Narzissenfelder und kam auf eine große Bergstraße. Die führte mich in ein schaurig tiefes, wildromantisches Tobel; ich lehnte über die Brüstung der Straßenmauer und schaute in die schwindelnde Tiefe — dort unten rauschte zornig die Tourneresse. Ihre reißenden Wasser waren vom Gewitter hoch angeschwollen, schmutzig wie brodelndes Erbsmus schäumte sie durch ihr enges Bett. Ich verließ die Bergstraße und stieg ins Tobel hinab. Ein schwacher Steg führte mich über das böse Bergwasser, dann krabbelte ich jenseits hinauf und kam auf ein wunderschönes Hochplateau. Die letzten Strahlen lagen mit mildem Glanz auf den Matten und Bergtannen, die Betglode von Etivaz tönte hell und rein durch den schönen Abend, Herden himmelten — alles atmete tiefsten Frieden. — So golden war der Abend und ich allein um soviel goldiges Licht zu trinken! — Im einsamen Berggasthaus der Lécherette lehrte ich ein und sonderbar, nach den vielen gehabten Genüssen war ich trotzdem höchst empfänglich für die mächtige Eier-

rösti und den Spedtsalat, die mir die freundliche Wirtin vorsetzte. Als erster Gast der Saison war ich besonders wohl an. Alles sprang zwäg, um mich würdig zu empfangen. Hund, Kaze und Kinder des Gastwirts hockten um den gedeckten Tisch herum und liebäugelten nach mir oder vielmehr nach den vielen guten Sachen. Später kamen noch Sennen. Wir plauderten und politisierten. Natürlich kam auch der Völkerbund an die Reihe, wobei ich mich wohlweislich hütete, zu verraten, welcher Meinung ich war. Es war aber sehr gemüthlich; die schweigmamen Sennen tauten mit der Zeit auf, und zuletzt sangen sie noch schöne alte Lieder. — — —

Dichter Nebel begleitete mich am Morgen auf meiner Fahrt über den Col des Moises, ich ahnte aber gleichwohl die schöne Berglandschaft, durch die ich jetzt wanderte, und obgleich ich immer nur die nächsten Tannen und Sennhütten zu Gesicht bekam, war ich guten Muts und sang vor mich hin. Ueber kurz oder lang mußten sich ja doch die grauen Schleier lüften. Durch einen schön geschlungenen Saumpfad kam ich durch blumige Wiesen in den weiten Talkessel von Ormonts-dessus. Braune behäbige Hütten und Berghäuser grühten an sanften Hängen aus schwellendem Grün. Sehnsuchtsvoll starrte ich südwärts ins graue Nichts und hoffte immer, jetzt werde sich der Vorhang heben. Denn dahinter wußte ich einen großen schönen Berg, die Diablerets. Und ich hatte mich so gefreut, dieses Massiv einmal aus nächster Nähe beschauen zu können. Einmal nur teilte sich für einen kurzen Augenblick die Nebelwand und ein Firn und ein zackiger Grat erschienen — dann zerrann das Bild wieder und die stolze Diablerets blieb für immer verschwunden an jenem Tag. — Zumal ich aber sehr genügsam bin und ein friedfertiges Gemüt besitze, war ich ihr nicht gram und zog unverdroßen weiter. Ich machte den Rehr im Talkessel und kam schließlich nach dem Bergdorf La Forclaz. Dort stürmte ich eine Zeitlang ungeschlüssig die Dorfstraße auf und ab und wußte nicht recht, ob ich, des dichten Nebels wegen gleichwohl hinauf wollte in die einsame Bergwelt. Ich hatte mir vorgenommen, noch heute über den Hochpaß von Bretagne und hinab bis nach Willars oder Chesières zu gehen. Ein altes Fraueli fragte ich um den Weg, das riet mir nun aber dringend ab, allein hinauf zu gehen. Ich könnte ja in seiner großen Stube übernachten und morgen über den Berg. Es habe es zwar nicht so sauber, da es jetzt immer mit dem Garten und dem Vieh zu tun gehabt habe, aber ich solle doch hinaufkommen, es wolle mir einstweilen einen Kaffee machen. Ich nahm die Einladung des guten Mueterkis an und kam in eine schöne heimelige Waadtländerstube. Und siehe! Das einfache scheinbare Fraueli brachte mir Kaffee und Milch und Nidle in feinen zinnernen Kannen, reichte mir goldgelbe Butter und frisches Brot auf altertümlichen Tellern. Und ich mußte staunen, als ich in ihrer Küche die prachtvollen Kupferkessel und das viele alte bemalte Geschirr sah. Das hätte sie schon hundert Mal verkaufen können und denn noch teuer, meinte sie, aber sie hänge halt an den alten Sachen, die sie einst von ihrer Großmutter geschenkt erhalten habe. Und ich gab ihr Recht — obschon ich schröckelig gerne irgend etwas von den alten Kostbarkeiten mitgenommen hätte. — Der Nebel wollte und wollte nicht weichen und dennoch zog es mich an allen Haaren hinauf. Ich nahm Abschied von dem guten Mueterki, es kam noch ein Stück weit mit mir, dann stieg ich bergan und kam bald in eine wilde Schlucht. Steil wand sich der Pfad weiter an Felsbändern vorbei, da hüpfen plötzlich zwei Gemsen vor mir über den Weg — pok, schon so weit oben bist du, dachte ich. Aber ich sah ja nicht wo ich war; der Nebel sank immer tiefer und graue Finsternis brach herein. Dann kam Schnee — blaue und weiße Krokus sprossen daneben — hastig ging ich weiter, kam in steinige Einöde — einzelne Tannen erschienen und verschwanden wieder im Nebel — „Seltsam im Nebel zu wandern, einsam ist jeder Busch und Stein, kein Baum

sieht den andern, jeder ist allein“ — die Worte Hermann Hesses liefen mir beständig durch den Sinn — ich tappte mutig vorwärts und auf einmal stand ich vor einem Bergsee. Dunkelgrün war sein Wasser und mächtige Eisklumpen schwammen darin. Jetzt verlor sich der Weg, eine schmutzige Schneegwächte versperrte den Durchgang — Wildwasser rauschten in den unsichtbaren Flüssen — jetzt wurde es mir doch fast unheimlich in der grauen Finsternis — dann kam ein zweites Seelein, düster und schwarzgrün, und dann noch ein drittes — tausend Enzianen streckten mir ihre blauen Kelche entgegen, ich achtete ihrer kaum, da — endlich eine Hütte und dann wieder eine und schließlich ein ganzes Dörfchen, mitten im Schnee. Oben im Weiler stand ein Haus mit einer Veranda — von dort glaubte ich einen menschlichen Laut zu vernehmen, ich näherte mich und — gottlob — ich war glücklich im Berghaus von Bretagne angelangt. Die Wirtsleute waren eben erst hergekommen und waren im Begriff, eine gehörige Pukete vorzunehmen. Man führte mich als den ersten Gast der Saison — in die Küche und brachte Labung. Nach kurzer Rast zog ich talwärts — ich hatte nun wieder einen guten Weg und konnte mich nicht mehr verirren. Ich stieg über Weiden hinab, kam in schönen Tannenwald und auf einmal ragte aus dem Nebel glücklich ein sechsstöckiges Palace-Hotel mit ebenem Dach und angeklebten Balkonen aus dem Nebel hervor: Villars. Da war ich nun wieder ganz unter zivilisierten Menschen, ja, sie waren mir nur zu zivilisiert, wenigstens jener Gef, der den Coiffeur eine ganze halbe Stunde lang drangalierte, bis er ihm sein Schnäuzli gut genug gestukt hatte. — Ich machte noch einen Gang durch das Dorf — die elektrische Bahn von Bex her surrte durch die Straße und brachte einige wenige Gäste, sonst schlief der berühmte Kurort noch seinen Winterschlaf. Die Hotels haben hier wie so mancherorts das alte braune Dorf überwuchert und die heimeligen Berghäuser ducken sich scheu zwischen den meist geschmacklosen Brunkbauten. Da lobe ich mir die unverdorbenen, rässigen Dörfer und Bauten im Ormonttal!

(Schluß folgt.)

Der Juni im Sprichwort.

Volkskundliche Skizze.

Der Juni, jetzt der sechste Monat des Jahres, war im altrömischen Kalender der vierte. Seinen Namen erhielt er von der Göttin Juno, der Gemahlin des Göttervaters Jupiter. Karl der Große prägte den deutschen Namen Brachmonat, weil die alten Deutschen in diesem Monat das Brachfeld zu bearbeiten pflegten. Die deutsche Bezeichnung hat sich als eine der wenigen namentlich unter der Landbevölkerung zu halten vermocht.

Die holden Frühlingsmonate sind vorbei. Mit raschen Schritten gehts der Sommer Sonnenwende entgegen. Die Natur steht in der üppigsten Entfaltung. Tausend geheimnisvolle Kräfte regen sich und schaffen unausgesetzt. Ueberall quillt und schwillt es von strömendem Saft. Der Landmann sieht mit sorgendem Blick die Ernte heranreifen. Kein Wunder, wenn er dem Juniwetter eine besondere Bedeutung beimißt, wenn es ihm vorbedeutend ist für das Ausfallen der gesamten Ernte. So konnte es denn nicht ausbleiben, wenn im Laufe der Jahrhunderte viele volkstümliche Sprichwörter entstanden, die zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit der Landmann die Wetterzeichen verfolgt und auslegt. Entweder beziehen sich diese Sprichwörter auf das Juniwetter im allgemeinen, oder sie sind mit den sogenannten Lostagen, deren der Juni viele zählt, verknüpft. Eine kleine Auslese wollen wir heute mitteilen. Viele Regeln widersprechen sich. Dies darf uns nicht verwundern. Sie beruhen meist auf lokalen Verhältnissen und diese sind eben nach den einzelnen Landesgegenden verschieden.

Allgemein fürchtet man einen nassen Juni. Er verdirbt die Saat und der Bauer sieht sich um seine Erntehoffnungen zum guten Teil betrogen.

„Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr“;

oder:

„Brachmonet naß,
Lärt Schüren und Faß“.

Im Gegensatz hierzu steht freilich eine Bauernregel, die wir im „Hinfend Bot Kalender“ von 1820 lasen: „Der Mai kühl, der Brachmonat naß, füllt den Speicher und das Faß.“

Zu trocken darf der Juni indes auch nicht sein. Regen und Sonnenschein sollen hübsch miteinander abwechseln.

„Hat der Brachmonat zuweilen Regen,
Dann gibt er reichen Segen.“

Endlich läßt nach dem Volksmund das Juniwetter Schlüsse auf die künftige Witterung des Dezembers tun: „So naß oder so trocken der Juni ist, so wird auch der Dezember sein, so heiß der eine, so kalt der andere.“

Nach diesen allgemeinen Bauernregeln sollen nun die einzelnen Lostage an die Reihe kommen. Gar mancher Heiliger, dessen Gedenktag in den Juni fällt, hat eine geheimnisvolle Macht auf die Witterung. Ein kritischer Tag ist der 8. Juni, der Medardustag, der Tag des heiligen Bischofs von Nonon. Er liegt in der Heuernte. Darauf nehmen die Sprichwörter denn auch meist Bezug. „Wie Mäderlis ist, so ist der Heuet“. „Ist am Mäderlis ein Regenschuß, so gits e Juchheuet“.

Eine Rolle spielt auch der St. Beitstag, der 15. Juni, auch Vitustag genannt:

„Regnet's am Vitustag,
Fruchtbar Jahr man hoffen mag.“

Weitaus der wichtigste Wettertag des Juni ist indes der Johannistag, der 24. Juni. Er liegt in der Zeit der Sommer Sonnenwende und solche Wendepunkte waren dem Volke von jeher sehr bedeutungsvoll. Regen am Johannistag gilt als mißliches Omen.

„Regnet's am Johannistag,
Rasser Ernt' man warten mag.“

Gutes Wetter hingegen begünstigt das Wachstum der Äpfel und Nüsse: „Ist Johann heiter, so gibt es viel Haselnüsse und die Wiegen werden teuer“. Die Ernte soll man vor Johanni nicht zu sehr loben:

„Vor Johanni — hörst de? —
Lobe keine Gerste!“

Das spielt wieder auf den schädlichen Johannisregen an. Endlich ist der Johannistag auch für den Winzer von Bedeutung. Der Volksmund rät:

„3' Johannis us de Rebe goh
Und die Trübel blüße loh!“

Der Peter und Paulstag, der 29. Juni, fällt in eine gewitterreiche Zeit. Peter und Paul sind deshalb die Schutzpatrone gegen Hagel und Gewitter geworden. Der 26. Juni heißt an vielen Orten „Hagelfürig“, weil an diesem Tage Prozessionen veranstaltet werden zum Schutze vor Hagelwetter. In Schwaben sagt man:

„Wer nicht feiert Peter und Paul,
Den trifft der Strahl.“

Als Regendränger ist der 29. Juni berüchtigt:

„Regnet's an Peter und Paul,
Wird des Winzers Ernte faul.“

Im Aargau, Zürich und Solothurn: „Peter und Paul bißt am Chorn d'Wurzen ab, dann riifets Nacht und Tag“. Wir schließen mit dem alten, frommen Spruch:

„Das Jahr ist nun schon in der Mitte!
Danf Gott, das ist der alten Väter Sitte!“ i. o.